

FREGE ÜBER DEN SINN DES WORTES „ICH“

Andreas KEMMERLING
Universität München

Alles fühlt sich als Gedanke, selbst im Unbestimmtesten.

Franz Kafka

Frege war Philosoph wider Willen. Er hatte eine Idee zur Grundlegung der Mathematik und versuchte, sie in die Tat umzusetzen, d.h. in einen systematischen Nachweis, daß die Arithmetik sich auf Logik und Mengenlehre zurückführen läßt. Er hatte also etwas, das man heute ein metamathematisches Projekt nennen würde. Dieses, letztlich gescheiterte, Projekt war, in seinen Händen, von formidabler philosophischer Fruchtbarkeit.

Im Verfolg dieses Projekts entwickelte Frege die erste „Lehre der Allgemeinheit“, wie er das nannte. Wir sagen heute: „die erste vollständige Quantorenlogik“. Diese Theorie machte alle Logik vom Schlage der syllogistischen endgültig obsolet. Die syllogistische Logik erwies sich im Rahmen von Freges Lehre der Allgemeinheit als eine eher nebensächliche Provinz in einem unendlich viel reicheren Kontinent. Es gibt keinen einzelnen Fortschritt in der Logik seit Aristoteles, der einschneidender zu nennen wäre.

Im Verfolg seines Projekts klärte und erweiterte Frege den mathematischen Begriff der Funktion. Und zwar so, daß dieser neue, erweiterte Funktionsbegriff philosophisch fruchtbar wurde. Mit seiner Hilfe konnte er präzise sagen, was – logisch gesehen – ein Begriff überhaupt ist. Begriffe sind nach Frege ganz besondere Funktionen; und zwar solche Funktionen, die für ein beliebiges Argument immer einen Wahrheitswert festlegen.

Im Verfolg seines metamathematischen Projekts entwickelte Frege die Unterscheidung zwischen dem, was er den Sinn, und dem, was er die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens nannte. Diese

Unterscheidung ist bis auf den heutigen Tag umstritten, aber sie ist für die Sprachphilosophie der letzten hundert Jahre unbestritten eine der grundlegenden Unterscheidungen.

Im Verfolg seines metamathematischen Projekts entwickelte Frege noch einiges andere von anhaltendem philosophischen Interesse: z.B. über die Wichtigkeit der Unterscheidung von Prädikation und Urteil, über die Existenz als einen Begriff zweiter Stufe, über das Wesen der Gleichheit, über Wahrheit als einen undefinierbaren Gegenstand usw., und so weiter.

Frege war, wie gesagt, Philosoph wider Willen. Er behandelte philosophische Fragen nur dann, wenn sie sich ihm im Verfolg seines metamathematischen Projekts stellten. Er empfand, wie sich aus manchen seiner Bemerkungen in Briefen und Manuskripten entnehmen läßt, wohl wenig Vergnügen an typisch philosophischen Fragen. Keineswegs schwelgte er in ihnen. Eher scheint er sie als Belästigungen empfunden zu haben, denen er allerdings nicht auszuweichen vermochte. Wenn es bei der Zurückführung der Arithmetik auf die Logik nötig ist, von Gleichheit, von Zahlen, vom Analytischen und dem Synthetischen, vom Urteilen, von der Wahrheit, von den Zeichen, von ihrem Sinn und von ihrer Bedeutung zu reden – *nun denn, so sei es!* Unvermeidlich wurden philosophische Themen insbesondere auch dann, wenn es um Fehleranalyse ging: um eine hilfreiche Diagnose für ein hartnäckiges und weitverbreitetes Mißverständnis. Freges philosophische Auseinandersetzung mit dem Psychologismus und dem Formalismus in der Logik und Mathematik bezeugen dies. Als er im Vorwort zu seinem Hauptwerk, *Die Grundgesetze der Arithmetik*¹, zu einer Attacke gegen den Psychologismus ansetzt, macht er eine Fußnote mit folgendem Wortlaut: „Mathematiker, die sich ungerne in die Irrgänge der Philosophie begeben, werden gebeten, hier das Lesen des Vorworts abubrechen“. Von dieser Art war, so scheint mir, Freges Einstellung zu den rebus philosophicis, als er sich mit ihnen zu beschäftigen begann. Und dies erklärt vielleicht auch, weshalb er eine sehr ausgeprägte Neigung hat, sich kurz zu fassen.

Unser Philosoph wider Willen hat jedoch eine starke philosophische Ader. Er entwickelt eine Lehre, die man als „Minimal-Meta-

1. Band 1, Jena 1893, S. XIV.

physik“ bezeichnen könnte. Diese Lehre besagt: Alles, was es gibt, ist entweder ein Gegenstand oder eine Funktion. Was Gegenstand und Funktion seien, das läßt sich, meint Frege, nicht mittels einer Definition aussprechen. Er versucht, auf das Wesen der Gegenstände hinzudeuten, indem er sie „selbständig“, „nicht ergänzungsbedürftig“ und ähnliches nennt; Funktionen beschreibt er entsprechend als „unselbständig“, „ergänzungsbedürftig“ und „ungesättigt“. Es verlockt vielleicht, aus solchen Erläuterungen einen Nachklang traditioneller Substanzkonzeptionen herauszuhören, und das ist m.E. auch nicht falsch. Viel wichtiger ist für ein angemessenes Verständnis dieser Unterscheidung, daß Frege sie durch Zerlegung eines, wie er sich ausdrückt, „Ganzen im Logischen“ gewinnt.

Was ist so ein „Ganzes im Logischen“? Dreierlei ist im Wesentlichen darunter zu verstehen: erstens ein Gedanke, zweitens ein Satz, der einen Gedanken ausdrückt, drittens ein Wahrheitswert. Und diese drei Sachen – die drei Fregeschen Urgegenstände – sind aufs innigste miteinander verknüpft. Beginnen wir beim Satz. Bis auf weiteres wollen wir unter einem Satz einen in gewissen Hinsichten idealen Aussagesatz des Deutschen verstehen, einen Satz, bei dem wir ohne jede weitere Zusatzinformation genau wissen, wie die Welt aussehen muß, damit er wahr bzw. falsch ist. Und gerade weil ein Satz in diesem idealisierten Sinne allein schon ausreicht, um zu bestimmen, unter welchen Umständen er wahr bzw. falsch ist, drückt er einen Gedanken aus. Denn Gedanken wiederum sind von sich aus eindeutig auf Wahrheit bzw. Falschheit bezogen. Diese Dreiheit: „Satz – ausgedrückter Gedanke – festgelegter Wahrheitswert“ zerfällt im logischen Gleichklang in Teile von zweierlei Art: ungesättigte und vollständige. Am einfachsten verständlich wird Freges diesbezügliche Konzeption an einem Beispiel. Nehmen wir den Satz „Theaitetos fliegt“, und nehmen wir dazu an, es sei ein Satz in unserm anspruchsvollen Sinn; wir wüßten ohne alles Weitere genau, wie die Welt ausschauen müßte, wenn er wahr ist. Den Satz zerlegen wir nun in den Personennamen „Theaitetos“ und das Prädikat „fliegt“; das Prädikat ist unvollständig, es steht sozusagen logisch nicht auf eigenen Füßen; erst das Hinzutreten eines Namens z.B. schafft ein Ganzes. Dieser Zerlegung entspricht eine Zerlegung des Wahrheitswerts dieses Satzes in den Begriff des Fliegens und den Gegenstand Theaitetos; der Begriff ist wiederum von der unge-

sättigten Art, erst das Hinzutreten eines Gegenstands schafft ein logisches Ganzes (in diesem Falle, wie gesagt, einen Wahrheitswert). Ebenso verhält es sich in der Dimension, die Satz und Wahrheitswert verbindet. Auch der Gedanke, daß Theaitetos fliegt, ist entsprechend zerlegbar in einen ungesättigten und einen sättigenden Gedankenteil. Hier nun spricht Frege von Sinn. Der ungesättigte Teil unseres Gedankens ist der Sinn des Prädikats „fliegt“, er wird vervollständigt durch den Sinn des Namens „Theaitetos“. Das logische Ganze, das sich ergibt, ist der ausgedrückte Gedanke, der Sinn des Satzes.

Ausgangspunkt aller weiteren begrifflichen Konstruktionen ist für Frege also der sinnvolle Satz, der einen Wahrheitswert festlegt. Der Satz legt einen Wahrheitswert fest dank des Umstands, daß er einen Gedanken ausdrückt. *Gedanke bestimmt Wahrheitswert*; das ist für Frege sozusagen der logische Urzusammenhang. Und das ist ein völlig objektiver, transsubjektiver Zusammenhang. Ob ein Gedanke wahr ist oder falsch, das hat keine Relativierungen. Jeder Gedanke existiert unabhängig davon, ob er von jemandem gedacht wird. Ein Fregescher Gedanke ist etwas Denkbare, nicht unbedingt etwas Gedachtes. Im Denken tritt der Mensch in kognitiven Kontakt zum Gedanken; er erzeugt den gedachten Gedanken aber nicht. Frege spricht deshalb mit Vorliebe davon, daß ein Gedanke im Denken *gefaßt* wird; er möchte damit anklingen lassen, daß dabei nichts gebildet, geformt oder geschaffen wird. Auch wenn der Denker im Denken aktiv ist, so ist er dennoch nicht der Schöpfer des Wahrheitsgehalts seiner Aktivität.

Die Gedanken bilden ein System. Zu jedem Gedanken gibt es einen, der seine Negation ist. Zu je zwei Gedanken gibt es einen dritten, der deren konjunktive Verknüpfung ist. Und so weiter. Mit der Sprache bindet sich der Mensch an das System der Gedanken an. Und damit natürlich auch an deren Bezug auf Wahrheit und Falschheit. Vollwertige Sprachen haben charakteristischerweise potentiell unendlich viele Sätze. Diese Sätze haben Teile, die in andern Sätzen wieder auftreten; diese Teile haben einen Sinn, der in verschiedenen Gedanken identisch ist. Hier wird es unumgänglich, auch Satzteilen einen Teil im Gedanken zuzuordnen. Wörtern und Wendungen ist ebenfalls ein Sinn zuzuordnen. Auch diese Einsicht verdanken wir übrigens Frege und nicht – wie viele zu glauben

scheinen – Tarski, Chomsky oder Davidson.

Gewöhnliche natürliche Sprachen wie das Deutsche, das Englische, das Lateinische usw. haben an das Reich der Gedanken eine Anbindung, die eine Zerlegung verlangt – im Satz, im Gedanken und auch im Wahrheitswert. Die Unterscheidung zwischen Begriff und Gegenstand kommt erst dann ins Spiel, wenn Gedanken und Wahrheitswerte zerlegt werden müssen, um sich der Anbindung einer Sprache zu fügen. Die Unterscheidung zwischen Begriff und Gegenstand selbst ist objektiv nötig, um die systematische Verbindung zwischen Sprache und dem Reich der Gedanken zu erlauben; wie diese Unterscheidung allerdings im Einzelnen angewandt wird, dafür gibt es Spielraum – einen Spielraum für Subjektives. Wir können gar nicht umhin, einen Satz wie „Theaitetos fliegt“ in eine Funktion/Argument-Struktur zu zergliedern. Doch wie wir das tun, das ist weder allein in dem vom Satz ausgedrückten Gedanken, noch in seinem Wahrheitswert festgelegt. Welchen Gedanken der Satz ausdrückt und welchen Wahrheitswert er hat, das hielt Frege für etwas objektiv Bestimmtes. Wie Satz, Gedanke und Wahrheitswert zu zergliedern sei, das hielt er für letztlich objektiv unbestimmt.²

Eine – vielleicht die – Leitfrage des philosophischen Denkens Freges war: Wie ist objektive Wahrheit möglich? Seine Antwort darauf, die ich in kargsten Umrissen geschildert habe, hat viele Interpreten und Kritiker an Platons Ideenlehre erinnert. Sie besagt: Es gibt zeitlose, ewige, unveränderliche Gedanken, die an sich wahr oder falsch sind. – Die weitere Frage drängt sich auf: Wie ist menschliche Erkenntnis objektiver Wahrheit möglich? Freges Antwort auf diese zweite Frage bringt, wie wir gesehen haben, Sprache ins Spiel. Doch Sprache, wie sie uns gewissermaßen naturwüchsig vertraut ist, ist zu mehr da als bloß zum reinen Ausdruck von Gedanken. Wir drücken mit Sprache noch ganz andere Dinge aus als nur Fregesche Gedanken: Stimmungen, Gefühle, persönliche Einschätzungen. Mit Hilfe der Sprache machen wir unbestimmte Andeutungen und tun vielerlei anderes mehr, das mit „objektiver“, „wissenschaftlicher“ Wahrheit wenig zu tun hat.

Dessen war sich Frege sehr wohl bewußt. Er hatte die Idee, es

2. Ausführlicher habe ich dies in „Gedanken und ihre Teile“ (*Grazer Philosophische Studien* 37, 1990, 1-30) dargelegt.

ließen sich, säuberlich genug, all jene Bestandteile des Satzinhalts auszugrenzen, die nicht mit dem objektiven Wahrheitsgehalt des Satzes zu tun haben. (Das ist, nebenbei gesagt, eine auch heute immer noch verbreitete Idee, auf welcher der Begriff der Proposition in all seinen Varianten beruht.) Wie er sich eine derartige Absonderung des reinen Wahrheitsgehalts vom restlichen Satzinhalt dachte, werden wir gleich noch kurz betrachten.

Unterstellen wir einmal, eine solche Abgrenzung sei theoretisch befriedigend machbar. Wir könnten für jeden vorgegebenen Satz trennen zwischen dem, was mit ihm explizit als objektiv wahr behauptet wird, und dem, was sonst noch in ihm mitschwingt. Doch selbst dann bliebe immer noch das eigentliche Problem für Freges objektivitätsfixierte Konzeption. Denn es gibt ja Sätze, in denen wesentlich Subjektives explizit ausgesagt wird. Beispiele für solche Sätze sind: „Ich habe Schmerzen“ oder „Ich stelle mir ein Haus vor“. Solche Sätze handeln explizit von etwas Subjektivem. Wie können solche Sätze objektiv wahr sein? Drücken sie vielleicht gar keinen Gedanken aus? Diese Möglichkeit – daß ein Satz zwar einen Sinn hat, aber keinen Gedanken ausdrückt – hat Frege ohnehin schon vorgesehen, und zwar z.B. für Sätze im Imperativ und dergleichen. Oder drücken solche Sätze zwar Gedanken aus, aber sehr spezielle, irgendwie subjektive? Oder ist hier vielleicht ein subjektiver Wahrheitsbegriff in Anschlag zu bringen? Oder sind solche Sätze vielleicht sprachlich unvollkommen und drücken ihren eigentlichen Inhalt nur in einer undurchsichtigen Weise aus?

Mit solchen Fragen hat Frege sich (in einer von ihm zur Veröffentlichung intendierten Schrift) nur ein einziges Mal und bei dieser Gelegenheit sehr kurz auseinandergesetzt – und zwar in einer seiner letzten Arbeiten, die im Jahre 1918 erschien. Es ist die erste seiner drei sog. „Logischen Untersuchungen“; sie trägt den Titel „Der Gedanke“.³ In ihr versucht Frege im wesentlichen zweierlei: erstens eine Klärung seines besonderen Begriffs des Gedankens, zweitens

3. *KS* 342-362. – Zur Zitierweise: Freges Schriften, außer den Buchveröffentlichungen, werden zitiert nach ihrer Veröffentlichung in *Kleine Schriften* (abgekürzt als *KS*, hrsg. von I. Angelelli, Darmstadt 1967), *Nachgelassene Schriften* (abgekürzt als: *NS*, hrsg. von H. Hermes, F. Kambartel, F. Kaulbach, 2. Auflage Hamburg 1983) und *Wissenschaftlicher Briefwechsel* (abgekürzt als: *WB*, hrsg. von G. Gabriel, H. Hermes, F. Kambartel, C. Thiel, A. Veraart, Hamburg 1976).

eine Rechtfertigung dafür, daß außer der Außenwelt und der Innenwelt ein dritter Wirklichkeitsbereich angenommen werden muß und daß Gedanken jenem dritten Bereich angehören.

Frege erläutert seinen Begriff des Gedankens mit Rückgriff auf den des Satzsinns. „Der Gedanke ist der Sinn eines Satzes“, schreibt er im fünften Absatz dieser Arbeit, um das Ergebnis der vorausgegangenen Überlegungen zusammenzufassen. Zu dieser Gleichsetzung von Gedanke und Satzsinnsinn war er zuvor auf folgendem Weg gelangt: Als Gedanke soll das bezeichnet werden, wovon *eigentlich* Wahrheit ausgesagt wird; vom Sinn eines Satzes wird *eigentlich* Wahrheit ausgesagt (vom Satz selbst wird zwar ebenfalls Wahrheit ausgesagt, aber nicht *eigentlich*); also, so legt Frege nahe, sei der Begriff des Satzsinns ein denkbar passendes Explikans für den des Gedankens.

Er ist sich sehr wohl bewußt, daß der Begriff des Satzsinns selbst der Erläuterung bedarf. Und zwar sowohl im Hinblick darauf, um was für Sätze es geht, als auch im Hinblick darauf, was zu deren Sinn zu rechnen ist. Deshalb schickt Frege einige Erläuterungen nach, die ich der Einfachheit halber so zusammenfasse: Unter den Sätzen, die einen Gedanken ausdrücken, sind insbesondere die Behauptungssätze zu nennen. Und unter diesen wiederum vorzugsweise die – wie Quine sie später nennt – ewigen Sätze, d.h. solche, die hinsichtlich ihrer Wahrheit oder Falschheit nicht davon abhängen, wer sie wann und wo äußert. Im sog. ewigen Satz sind alle wahrheitserheblichen Aspekte explizit und kontextunabhängig formuliert; wenn solch ein Satz wahr ist, ist er immer wahr; wenn er falsch ist, ist er immer falsch. Ein Beispiel: ein Satz wie „Es regnete in München am 1. Juni 1992“ ist ewig, ein Satz wie „Es regnet“ ist es nicht. Der nichtewige Satz besagt manchmal etwas Wahres und manchmal etwas Falsches, je nachdem, ob es bei Gelegenheit seiner Äußerung nun regnet oder nicht. Der Wahrheitswert des ewigen Satzes hingegen ist nicht von dieser wetterwendischen Art. Der Satz ist ein für allemal wahr, wenn es damals in München geregnet hat; andernfalls ist er ein für allemal falsch.

Ewige und zeitlose Behauptungssätze sind die Paradigmata von Sätzen, deren Sinn ein Gedanke ist. Das, was Frege den Sinn eines Satzes nennt, ist nur ein Teil seines Gesamtinhalts. Zum gesamten Inhalt eines Satzes gehört auch, ob mit dem Satz ein Urteil mitgeteilt

oder ein Wunsch geäußert wird; Frege nennt diese Aspekte des Satzinhalts „Kraft“. (J.L. Austin, der Freges Werk kannte, schätzte und zum Teil übersetzte, zieht dann fünfzig Jahre später mit seiner sprechakttheoretischen Terminologie den Hut vor Frege, ohne ihn allerdings zu nennen, und spricht von „(illocutionary) *force*“.⁴) Die illokutionäre Kraft eines Satzes gehört, wie gesagt, zwar zu seinem Inhalt, nicht aber zu seinem Sinn.

Eine andere Dimension des Inhalts, die Frege nicht zum Sinn rechnet, ist das, was er als Beleuchtung oder Färbung des Sinns bezeichnet. Das betrifft z.B. den Unterschied zwischen Sätzen wie „Leider regnete es am 1. Juni 1992 in München“, „Erfreulicherweise regnete es am 1. Juni 1992 in München“ und „Es regnete am 1. Juni 1992 in München“. Alle drei Sätze, so meint Frege, haben denselben Sinn; sie beleuchten oder färben diesen selben Sinn unterschiedlich. Daß er derlei Beleuchtung oder Färbung *subjektiv* nennt, ist verständlich: Es hängt offenkundig von subjektiven Vorlieben ab, welche dieser Formulierungen bevorzugt wird. An diesem Beispiel wird sehr deutlich, daß Frege mit seinem Begriff des Satzsinns etwas anderes bezeichnet als die konventionale sprachliche Bedeutung eines Satzes; denn es liegt ja auf der Hand, daß die gerade erwähnten Sätze nicht synonym sind. Sinngleichheit à la Frege ist also etwas anderes als landläufige Synonymie.

Betrachten wir nun, welche Schwierigkeiten ein Satz wie „Ich habe Schmerzen“ für die Fregesche Sichtweise mit sich bringen könnte.

1. *Indexikalität*: Der Satz ist nicht ewig.
2. *Subjektive Bezugnahme*: Der Satz handelt von seinem Subjekt in einer nur diesem Subjekt zugänglichen Weise der Bezugnahme. (Jeder kann nur sich selbst mit dem Wort „ich“ bezeichnen.)
3. *Subjektive Verständlichkeit*: Der Sinn des Satzes ist nur demjenigen Subjekt verständlich, das ihn verwendet. (Frege ist, wie wir sehen werden, für gewisse Fälle tatsächlich dieser Auffassung.)
4. *Zuschreibung einer subjektiven Eigenschaft*: Der Satz handelt von einer subjektiven Befindlichkeit; Schmerzen gehören der Innenwelt einer Person an, sind also nicht intersubjektiv und mithin nicht objektiv zugänglich.

4. *How to Do Things with Words*, 2. Auflage Cambridge, Mass. 1975, S. 100.

Der letzte Punkt ist für Frege gar kein Problem. Er sieht keinerlei Schwierigkeit mit der Annahme, daß über subjektive Phänomene objektiv wahre bzw. objektiv falsche Sätze formuliert werden können. Ein Satz wie „Harvey hatte am 1. Juni 1992 um Punkt 12 Uhr mittags Schmerzen“ drückt einen Gedanken aus, über dessen Wahrheit womöglich nur eine einzige Person allein endgültig befinden kann; aber dennoch ist dieser Satz objektiv wahr oder objektiv falsch. Man muß hier objektive Wahrheit und intersubjektive Verifikation auseinanderhalten. Auch wenn das Vorliegen einer subjektiven Eigenschaft (wie der, Schmerzen zu haben) nicht intersubjektiv überprüfbar ist, so können Sätze, die von derartigem handeln, dennoch objektiv wahr bzw. falsch sein. Frege hing keiner verifikationistischen Bedeutungslehre an; deshalb waren subjektive Eigenschaften für ihn kein Problem; deshalb hat er nichts weiter dazu zu sagen.

Zu den restlichen drei Punkten hingegen, die ich erwähnt habe – Indexikalität, subjektive Bezugnahme und subjektive Verständlichkeit –, hat Frege etwas zu sagen. Darum soll es im Folgenden gehen.

Indexikalität im allgemeinen hält Frege für kein tiefreichendes Problem. Ein indexikalischer Satz drückt für sich selbst genommen noch keinen Gedanken aus; Aspekte des Satzverwendungskontexts (wie der Ort, die Zeit und dergleichen) müssen ergänzend hinzutreten. Erst der indexikalische Satz *samt seinem Äußerungskontext* ist der vollständige Ausdruck eines Gedankens. Frege behauptet übrigens nicht, der Sinn eines indexikalischen Satzes müsse sich auch mittels eines ewigen Satzes wiedergeben lassen. Die Möglichkeit unbeseitigbarer Indexikalität steht in keinem Konflikt zur sonstigen Fregeschen Lehre. Freges Lehre ist, daß ein ewiger Satz ein sprachlich vollständiger Gedankenausdruck ist; er bestreitet nicht, daß manche Gedanken sich sprachlich vielleicht nur unter Ausbeutung des Kontexts ausdrücken lassen.

Frege neigt aber zu einer heiklen Großzügigkeit, was Fragen der Sinnleichheit im Hinblick auf indexikalische und ewige Sätze angeht. Ich zitiere aus seinem Entwurf zu einem Logik-Buch aus dem Jahre 1897:

Unserer Lehre, daß der Gedanke vom Denkenden unabhängig ist, kann ein Satz wie „Ich friere“ zu widersprechen scheinen, insofern er für den einen wahr, für den andern falsch sein kann, so daß er nicht an

sich wahr ist. Dies beruht darauf, daß der Satz im Munde des einen einen anderen Gedanken ausdrückt als in dem des anderen. Die bloßen Worte enthalten hier nicht den ganzen Sinn, sondern es kommt noch in Betracht, wer sie ausspricht. ... Es ist nicht notwendig, daß der Gedanke, er friere, von dem Frierenden selbst ausgesprochen werde. Das kann auch von einem anderen geschehen, indem er den Frierenden mit Namen bezeichnet. (NS 146)

Halten wir Freges Behauptung am Ende dieses Zitats der terminologischen Einfachheit halber folgendermaßen fest: Ein Ich-Satz (wie „Ich friere“) und ein Namenssatz (wie „Harvey friert“) können denselben Gedanken ausdrücken. Es regt sich jedoch die Frage, mit welchem Recht sich im Rahmen der Fregeschen Konzeption sagen läßt, daß der Gedanke, den der Satz „Ich friere“ in Harveys Mund ausdrückt, identisch ist mit dem Gedanken, den jemand anders als Harvey ausdrückt, wenn er sagt: „Harvey friert“.

Dies Recht kann niemals darin bestehen, daß die Wörter „Harvey“ und „ich“ denselben Sinn haben. Denn der Name „Harvey“ hat einen kategorial andern Sinn als das Wort „ich“. Das Wort „Harvey“ ist ein Name; es bezeichnet einen Gegenstand: die Person Harvey. Das Wort „ich“ hingegen ist für Frege ein Funktionsausdruck (kurz: ein Funktor); es kann aufgrund seines sprachlogischen Zuschnitts keinen Gegenstand bezeichnen. Freges eingangs erwähnter metaphysischer Dualismus von Gegenstand und Funktion erlaubt keinerlei Kompromisse. Da das Wort „ich“ ein Funktor ist, kann es keinen Gegenstand, also auch keine Person bezeichnen. Es bezeichnet etwas kategorial anderes, etwas, das nach einer Ergänzung durch ein Argument verlangt, bevor ein logisch gesehen Ganzes wie ein Gegenstand dadurch bezeichnet sein kann. Das Argument, das hinzutritt, ist nichts, was im Satz selbst sprachlich vertreten ist. Es ist der Verwendungskontext des betreffenden Satzes mit dem Wort „ich“. (Wir werden in Kürze sehen, daß es für Frege zwei Arten solcher Verwendungskontexte gibt.) Hier schöpft Frege die Weite seines Funktionsbegriffs aus. Es gibt wortsprachliche Funktionsausdrücke, deren Argumente nicht selbst wortsprachlich ausgedrückt sind. Das Wort „ich“ ist ein solcher Ausdruck. Oberflächengrammatisch geriert es sich wie ein Eigenname; doch logisch besehen ist es ein Funktor. Die Argumente der von diesem Wort bezeichneten Funktion sind Äußerungsumstände; die Werte der Funk-

tion sind Personen.

Wenn Frege sagt, zwei Sätze wie „Ich friere“ und „Harvey friert“ könnten denselben Gedanken ausdrücken, so darf dies also nicht so verstanden werden, als sei er der Auffassung, das Wort „ich“ habe denselben Sinn wie der Name „Harvey“. Das ist, wie wir gerade gesehen haben, kategorial ausgeschlossen.⁵ Niemals kann der Sinn eines Namens (der etwas Vollständiges ist), identisch sein mit dem Sinn eines Funktors (der etwas Ungesättigtes ist).

Kehren wir zurück zu unserer Frage, wie es denn sein kann, daß ein Ich-Satz (wie „Ich friere“) und ein Namenssatz (wie „Harvey friert“) denselben Gedanken ausdrücken. Diese Gleichheit muß nach dem gerade eben Festgestellten noch mysteriöser erscheinen, denn der einzige Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen liegt doch in ihrem sprachlichen Subjekt. Und wenn diese beiden Subjekte unterschiedlichen Sinn haben, wie soll dann dennoch derselbe Satzsinne zustandekommen?

Nun, der semantische Beitrag des Äußerungskontexts muß passend sein. Er muß von solcher Art sein, daß er gemeinsam mit dem Sinn des Funktors „ich“ einen Sinn ergibt, der mit dem des Namens „Harvey“ identisch ist. Dies ist zwar möglich, aber sehr unwahrscheinlich. Nehmen wir an, der Sinn des Namens „Harvey“ wäre identisch mit dem des Kennzeichnungsausdrucks „derjenige, der im Kontext K den Satz ‚Ich friere‘ äußert“; und nehmen wir an, Harvey äußert im Kontext K den Satz „Ich friere“. Für diesen Fall ließe sich mit einiger Plausibilität behaupten, daß der Ich-Satz (in seinem Kontext) und der Namenssatz denselben Gedanken ausdrücken. Aber es ist natürlich ganz und gar unplausibel, daß so ein Fall auftritt. Kurz, Freges Behauptung, daß Ich-Satz und Namenssatz sinngleich sein können, ist zwar richtig; derlei Sinngleichheit wird allerdings praktisch nie vorliegen, denn der Sinn des Namens, mit dem Frege hier aus der Patsche geholfen werden könnte, ist einfach zu herbeigekünstelt, als daß Freude aufkommen könnte.⁶

5. Jedenfalls so lange ausgeschlossen, wie wir die übliche Fiktion aufrecht erhalten, ein Name wie „Harvey“ habe kontextunabhängigen Sinn und Bezug. Doch das ist natürlich nur eine Fiktion; die Welt wimmelt von Leuten, die „Harvey“ genannt werden.

6. Eine andere These Freges zum Sinn indexikalischer Wörter, die ihm den

Wichtiger als diese Behauptung, die Frege auch nie veröffentlicht hat, ist seine Lehre von den zwei unterschiedlichen Verwendungsweisen des Wortes „ich“. Und zwar betrifft all das, was ich bisher über den Sinn des Wortes „ich“ gesagt habe, nur die kommunikative Verwendungsweise des Worts, also solche Fälle, in denen es zum

Vorwurf mangelnder Plausibilität eingetragen hat, ist besser zu verteidigen. Frege ist berüchtigtermaßen der Auffassung, daß die Indexikalia „heute“ und „gestern“, wenn sie in Kontexten verwendet werden, die an aufeinanderfolgenden Tagen angesiedelt sind, nicht bloß denselben Bezug, sondern (mit ihrem jeweiligen Kontext zusammengenommen) sogar denselben Sinn haben können. Wer am 22.2. sagt „Heute ist Harveys Geburtstag“, kann damit denselben Gedanken ausdrücken, wie einer, der am 23.2. sagt „Gestern war Harveys Geburtstag“. Daß Frege tatsächlich dieser Auffassung war, belegt folgende Textstelle aus „Der Gedanke“:

Wenn jemand heute dasselbe sagen will, was er gestern das Wort „heute“ gebrauchend ausgedrückt hat, so wird er dieses Wort durch „gestern“ ersetzen. Obwohl *der Gedanke derselbe* ist, muß hierbei der Wortausdruck verschieden sein, um *die Änderung des Sinnes* wieder auszugleichen, *die sonst durch den Zeitunterschied des Sprechens bewirkt würde*. Ähnlich liegt die Sache bei den Wörtern „hier“, „da“ (KS 348f., meine Hervorhebungen).

Diese Bemerkung Freges macht deutlich, daß das, was er Sinn nennt, auch auf der Ebene des einzelnen Wortes etwas anderes sein muß als die konventionale sprachliche (oder, wo es um das einzelne Wort geht, kurz: die *lexikalische*) Bedeutung. Die lexikalische Bedeutung der Wörter „heute“ und „gestern“ ist ja auch transkontextuell (d.h. bei Berücksichtigung jeweils verschiedener Äußerungskontexte für diese beiden Wörter) niemals identisch – diese Wörter sind schlicht und ergreifend nicht synonym. Darauf haben T. Burge („Sinning against Frege“, *Philosophical Review* 88 (1979), 398-432) und W. Kühne („Indexikalität, Sinn und propositionaler Gehalt“, *Grazer Philosophische Studien* 18 (1982), 41-74) mit Recht gegen früher verbreitete Mißverständnisse der Fregeschen Lehre aufmerksam gemacht.

Doch wo wir eingesehen haben, daß Fregescher Wortsinn nicht lexikalische Bedeutung ist – was ist nun der Sinn eines indexikalischen Wortes wie „heute“? Aus den hervorgehobenen Formulierungen des Zitats geht hervor, daß dieser Sinn (oder jedenfalls der Sinn des Satzes, in dem das Wort vorkommt) Einwirkungen des Kontexts unterworfen ist: Änderungen des Sinns können dadurch bewirkt werden, daß das Wort zu unterschiedlichen Zeitpunkten geäußert wird. Es stellt sich die Frage: Ändert sich da der Sinn des Wortes oder nur der Sinn einer größeren Einheit des gesamten Gedankenausdrucks, in dem das Wort vorkommt? Denn es macht ja einen Unterschied, ob

Zwecke der intersubjektiven Verständigung benutzt wird. Es gibt jedoch, meint Frege, auch einen andern, höchst privaten Gebrauch dieses Worts im Denken. Frege schreibt in „Der Gedanke“:⁷

Nun ist jeder sich selbst in einer besonderen und ursprünglichen Weise gegeben, wie er keinem andern gegeben ist. Wenn nun Dr. Lauben denkt, daß er verwundet worden ist, wird er dabei wahrscheinlich diese ursprüngliche Weise, wie er sich selbst gegeben ist, zugrunde legen. Und den so bestimmten Gedanken kann nur Dr. Lauben selbst fassen. Nun aber wollte er andern eine Mitteilung machen. Einen Gedanken, den nur er allein fassen kann, kann er nicht mitteilen.

Dies ist eine bemerkenswerte Textstelle. Denn sie besagt nicht weniger, als daß es – Frege zufolge – private Gedanken gibt, d.h. Gedanken, die nur von einer einzigen Person allein gefaßt werden

(i) das Wort „heute“ (und alle andern indexikalischen Wörter für Tage) mit jedem neuen Tag einen neuen Sinn annimmt,
oder ob

(ii) das Wort „heute“ über die Tage hinweg seinen Sinn behält, wiewohl der Beitrag, den der jeweilige Äußerungstag des Wortes dazu beiträgt, welcher Gedanke ausgedrückt wird, sich von Tag zu Tag ändert.

Es mag zwar erst einmal als ganz klar erscheinen, daß (ii) die plausiblere Auffassung darstellt. Denn gewiß sollten auch die Sinne des Wortes „heute“ nicht über das Notwendige hinaus vermehrt werden; nun bringt (i) mit jedem Tag einen neuen Sinn für „heute“, und (ii) tut das nicht. Und das spricht für (ii). – Richtig. Aber dann gilt es zu bedenken: Die Vermehrung der Wort-Sinne ist bei Frege gang und gäbe. Frege scheint sich in dieser Hinsicht – anders als manche seiner Interpreten – keinen Zwang anzutun. (Er ist, so glaube ich, allein schon seiner Theorie der indirekten Rede wegen ohnehin auf die Ansicht festgelegt, daß jedes Wort potentiell unendlich viele Sinne hat: für jeden Grad der Einbettung in indirekte Rede einen.)

Kurz, Freges oben zitierter Wortlaut läßt beide Positionen – (i) und (ii) – zu. Welche der beiden er wohl vertreten hat oder hätte, ist vielleicht eine müßige Frage und gewiß keine, die sich ohne weiteres beantworten läßt. Der zweiten Auffassung fehlt es wohl nicht an Plausibilität; die erste ist im Rahmen der Fregeschen Lehre vielleicht weniger ungeheuerlich, als sie zunächst einmal klingen mag. Wie dem auch sei, jedenfalls läßt sich gegen diese spezielle und mehrdeutige Sinngleichheitsthese Freges – anders als gegen seine These über die Sinngleichheit von Ich- und Namenssatz – keineswegs auf Anheb etwas sagen, was ihre Abwegigkeit erwiese.

7. *KS* 350.

können. John Perry drückt sicher die Sentimente vieler Leser Freges aus, wenn er im Hinblick auf diese Stelle schreibt: „Nichts könnte dem Geist der Fregeschen Theorie über Sinn und Gedanke fremder sein als ein unmittelbarer, privater Gedanke“.⁸ In seiner früheren Arbeit „Über Sinn und Bedeutung“ hatte Frege ja ganz explizit gesagt:

Ich verstehe unter einem Gedanken nicht das subjektive Tun des Denkens, sondern dessen objektiven Inhalt, der fähig ist, gemeinsames Eigentum von vielen zu sein.⁹

Unbestreitbar liegt hier ein Sinneswandel Freges vor, der zwischen 1892 und 1918 eingetreten ist. Und er betrifft einen Punkt der Fregeschen Lehre, den Frege selbst zweifellos für zentral gehalten hat: nämlich das Wesen des Gedankens.

Unterhöhlt Frege hier nicht sein eigenes Gebäude? Denn wenn es private Gedanken gibt, was bleibt dann noch von ihrer vielbeschworenen Objektivität? Überlegen wir kurz, welche Objektivitätsmerkmale für Gedanken in Frage kommen: (1) *Intersubjektive Zugänglichkeit*: ein Gedanke kann von mehreren Subjekten gefaßt werden; (2) *Existentielle Autonomie*: ein Gedanke existiert unabhängig davon, daß er gedacht wird; (3) *Intrinsische Wahrheitswertfähigkeit*: ein Gedanke ist an sich wahr oder falsch, sein Wahrheitswert ist nicht relativ zu irgendwelchen weiteren Faktoren, insbesondere auch nicht relativ zu Faktoren, die von Subjekt zu Subjekt differieren könnten.

Wird die Existenz privater Gedanken zugelassen, so ist unweigerlich das erstgenannte Objektivitätsmerkmal preisgegeben; nicht alle Gedanken sind intersubjektiv zugänglich. Michael Dummett meint, mit der Existenz privater Gedanken werde auch deren existentielle Autonomie – unser zweites Objektivitätsmerkmal – obskur.¹⁰ (Meines Erachtens irrt Dummett; auch einen privaten Gedanken könnte sich Frege sehr wohl ungedacht vorgestellt haben – vergleichbar dem Eingang in Kafkas Erzählung „Vor dem Gesetz“, der für eine einzige Person reserviert war, aber undurchgegangen

8. „Frege on Demonstratives“, *Philosophical Review* 86, 1977, S. 474.

9. *KS* 148.

10. *The Interpretation of Frege's Philosophy*, London 1981, S. 121.

blieb.) Wie steht es nun um das dritte Objektivitätsmerkmal? Kann Frege an der Auffassung festhalten, daß private Gedanken an sich wahr bzw. an sich falsch sind? Ich denke, er kann es und er tut es. Wenn es sich so verhält, daß allein Dr. Lauben einen gewissen Gedanken von seiner Verwundung fassen kann, so beeinträchtigt dies nicht die objektive Beziehung zwischen diesem Gedanken und seinem Wahrheitswert. Die für Frege wesentliche Hinsicht, in der Gedanken objektiv sind, bleibt durch die Existenz privater Gedanken unangetastet.

Deshalb scheint mir Perrys Entsetzen über Freges beiläufige Konzession der Existenz privater Gedanken letztlich in der Sache verfehlt. Denn in dem für Frege essentiellen Sinn bleibt die Objektivität von Gedanken unangetastet.

Aber natürlich stellen sich eine Reihe von Fragen. Insbesondere die nach dem logischen Verhältnis zwischen privaten und intersubjektiv zugänglichen Ich-Gedanken. Wenn Harvey bei sich denkt „Ich friere“ (und damit einen nur ihm faßbaren Gedanken denkt, den wir Nr. 1 nennen wollen) und wenn Harvey uns mitteilt: „Ich friere“ und mit seiner Äußerung einen auch uns faßbaren Gedanken ausdrückt (den wir Nr. 2 nennen wollen), kann es dann jemals sein, daß Nr. 1 wahr ist und Nr. 2 falsch, oder umgekehrt? Wohl kaum. Aber wenn dem so ist, muß Frege dann die beiden Gedanken nicht doch als identisch anerkennen, so daß sich der angebliche Unterschied zwischen der privaten und der öffentlichen Verwendungsweise des Wortes „ich“ gleich wieder in ein logisch ungreifbares Nichts auflöst? Freges Kriterium für Gedankenidentität lautet: Wenn die Wahrheitswertgleichheit zweier Gedanken unmittelbar einsichtig ist, so sind sie derselbe Gedanke.¹¹ Die Wahrheitswertgleichheit des still gedachten und des laut gesagten Satzes „Ich friere“ ist dem Denker/Sprecher gemäß der gerade gemachten Annahme unmittelbar einsichtig. Also wird hier im ‚privaten‘ Denken und im ‚öffentlichen‘ Reden derselbe Gedanke gefaßt bzw. ausgedrückt. Es ergibt sich: Freges Versuch, zwischen zwei angeblich verschiedenen Gebrauchsweisen des Wortes „ich“ zu unterschei-

11. Siehe dazu *NS* 213f. und *WB* 102 und 105f.; in „Gedanken und ihre Teile“ (a.a.O.) erörtere ich Schwierigkeiten mit Freges Kriterium für die Identität von Gedanken.

den, ist im Lichte seines eigenen Kriteriums für Gedankenidentität zum Scheitern verurteilt.

So mag es auf den ersten Blick scheinen. Diese Überlegung ist jedoch nicht zwingend. Frege könnte ja Folgendes erwidern. Das Wort „ich“ im öffentlichen Sinn verweist auf eine Person *als einen Sprecher*; sagen wir der Einfachheit halber, es habe dann denselben Sinn wie „der Sprecher am vorliegenden Sprachverwendungskontext“. Im privaten Gebrauch hingegen verweist es auf den Verwender *als einen Denker*; sein Sinn läßt sich dann auch wiedergeben als „der Denker am vorliegenden Denkkontext“. Und es ist niemals *unmittelbar* einsichtig, daß ein Satz über einen Denker denselben Wahrheitswert hat wie einer über einen Sprecher; denn es könnte ja immer sein, daß der Denker nicht spricht. – Diese Antwort ist zutreffend, aber letztlich unbefriedigend. Freges Zweiteilung des Sinns des Wortes „ich“ in einen öffentlichen und einen privaten bleibt künstlich. Wenn jemand zugleich sagt und denkt, daß er friert, dann faßt er ja nicht zwei Gedanken. Und gar womöglich noch einen heiklen dritten Gedanken, mit dessen Hilfe er sich darüber beruhigen möchte, daß der Denker in der gegebenen Situation mit dem Sprecher identisch ist. (Das wäre dann „Ich bin ich“ à la Frege, ein Beitrag aus dem Jena des 20. Jahrhunderts.) Hier liegt meines Erachtens eine wirkliche Schwäche der Fregeschen Konzeption. Nicht daß sie inkonsistent wäre, aber sie vermehrt die Sinne des Wortes „ich“ über das Nötige und wird dadurch auch psychologisch unplausibel.

Ich fasse das Bisherige kurz zusammen. Das Wort „ich“ wirft für Freges auf Zeitlosigkeit und Objektivität ausgerichtete Lehre Schwierigkeiten auf, weil es kontextabhängig ist und Subjektives ins Spiel bringt. Frege versucht, den Schwierigkeiten mit der Kontextabhängigkeit dadurch zu begegnen, daß er Ich-Sätze als semantisch unvollständig behandelt. Der Subjektivität, die bei Ich-Sätzen involviert ist, versucht er dadurch gerecht zu werden, daß er private Gedanken zuläßt. Diese Manöver sind, in gewissem Sinn, tatsächlich erfolgreich; Frege verstrickt sich – entgegen dem, was vielerseits behauptet wird und vielleicht sogar derzeit vorherrschende Meinung ist – nicht in Widersprüche. Der Rahmen, den ich hier stillschweigend abgesteckt habe, ist allerdings extrem eng. Heikle Finessen, wie z.B. das logische Gebaren des Wortes „ich“ in der

indirekten Rede, habe ich gänzlich außer Acht gelassen. Jederlei grundlegende Frage, z.B. nach der philosophischen Legitimität der metaphysischen Voraussetzungen einer Position à la Frege, blieb dabei ungestellt. In diesem arg engen Rahmen erwies sich, wie gesagt, Freges Ansatz zu einer Semantik des Wortes „ich“ als durchaus erfolgreich. Erfolgreich zumindest in dem bescheidenen Sinn von: nicht inkohärent. Doch es ist natürlich klar, daß Freges Theorieskizze viele Fragen offen läßt oder sogar erst aufwirft – zum Beispiel die Frage nach dem Verhältnis des öffentlichen und des privaten Sinns von „ich“.

Nun zu etwas anderm. Bislang stand der *Sinn* des Wortes „ich“ im Vordergrund unserer Überlegungen. Doch wie steht es um seinen *Bezug*? Worauf bezieht sich das Wort „ich“? Freges Antwort war, soweit ich sehe, von äußerster Einfachheit: Sowohl im öffentlichen wie im privaten Gebrauch bezieht sich das Wort auf die Person, die das Wort benutzt. Den beiden Gebrauchsweisen korrespondiert also keine Unterscheidung zwischen einem öffentlichem und einem privaten Bezugsobjekt.

Frege sagt dies nicht ausdrücklich, aber es gibt dafür einen indirekten Beleg, der in unserm Zusammenhang sehr interessant ist. Frege richtet sich in „Der Gedanke“ auch gegen die Auffassung, daß allein Vorstellungen der Gegenstand des Denkens sind. Und zwar Vorstellungen im subjektiven Sinn dieses Wortes, der alles umfaßt, was nur der Innenwelt angehört: Sinnesdaten, Stimmungen, Empfindungen, Erzeugnisse der Einbildungskraft und derlei mehr subjektive Befindlichkeiten. Die attackierte These lautet, um dies zu wiederholen: Allein Vorstellungen sind Gegenstand des Denkens. Frege attackierte diese extrem idealistische These, so denke ich, weil er sie für eine hilfreiche Zuspitzung von allerlei seinerzeit im Schwange befindlichen Philosophemen hielt.

Er argumentiert nun, an der entscheidenden Stelle, so: Wer behaupten wollte, daß alles, worauf sein Denken gehen kann, eine seiner Vorstellungen sei, wäre letztlich gezwungen zu sagen, er selbst sei eine Vorstellung. Wenn er selbst aber eine Vorstellung ist, dann gibt es keinen Träger seiner Vorstellungen. Vorstellungen ohne Träger gibt es jedoch nicht (das wären ja subjektive Befindlichkeiten ohne ein befindliches Subjekt). Damit ist die *reductio ad absurdum* eigentlich vollständig: Aus der Annahme, daß *nur* Vor-

stellungen Gegenstand des Denkens sind, ergab sich die Konsequenz, daß es *keine* Vorstellungen gibt. Doch Frege ist offenbar noch nicht ganz zufrieden mit seiner Argumentation und stellt sich noch die Frage, ob es nicht voreilig war zu schließen: „Wenn alles Vorstellung ist, so gibt es keinen Träger der Vorstellungen“. Er erwägt, ob es möglich ist, daß eine bestimmte Vorstellung selbst den Vorstellungsträger abgibt. Ich zitiere:

Oder kann ich Teil des Inhalts meines Bewußtseins [also eine Vorstellung] sein, während ein anderer Teil vielleicht eine Mondvorstellung ist? Findet das etwa statt, wenn ich urteile, daß ich den Mond betrachte? Dann hätte dieser erste Teil [die ich-Vorstellung] ein Bewußtsein, und ein Teil des Inhalts dieses Bewußtseins wäre wiederum ich. Und so fort. Daß ich so ins Unendliche in mir eingeschachtelt wäre, ist doch wohl undenkbar, denn dann gäbe es ja nicht nur ein ich, sondern unendlich viele. Ich bin nicht meine eigene Vorstellung, und wenn ich etwas von mir behaupte, ..., so betrifft mein Urteil etwas, das nicht Inhalt meines Bewußtseins, nicht meine Vorstellung ist, nämlich mich selbst. ... Ich habe eine Vorstellung von mir, aber ich bin nicht diese Vorstellung. (KS 357)

Dieser Gedankengang Freges ist eine reizvolle Argumentation, die einer eigenen Betrachtung wert wäre.¹² Nur auf einen Aspekt möchte ich aufmerksam machen: Frege argumentiert hier vom Standpunkt der Ersten Person Singularis, und zwar tut er das ganz dezidiert, auch im Stilistischen. Er sucht keine Zuflucht bei dem unschönen Hilfsmittel, das Wort „ich“ zu substantivieren, um damit *über* die Perspektive der Ersten Person zu reden, ohne sie selbst einzunehmen. Frege drückt sich z.B. so aus: „Dann aber gibt es etwas, was nicht meine Vorstellung ist und doch Gegenstand meiner Betrachtung, meines Denkens sein kann, und *ich bin* von der Art“. Er schreibt nicht: „... und *das Ich* ist von der Art“.

Das halte ich für bezeichnend. Frege ist, wie aus vielen Stellen in seinem Werk deutlich hervorgeht, ein Körper/Geist-Dualist; er glaubt daran, daß es wesentlich subjektive Phänomene gibt, die nicht im Raum lokalisierbar sind. Offenbar ist er aber kein Substanzen-Dualist; er scheint nicht der Auffassung zu sein, eine Person bestehe

12. Eine hilfreiche Rekonstruktion findet sich bei R. Stuhlmann-Laeisz (*Gottlob Freges „Logische Untersuchungen“*, Darmstadt 1995, S. 84ff.).

aus etwas, das ihr Körper ist und etwas anderm, das ihr Geist ist. Dafür haben wir zwei indirekte Belege. Erstens einmal den schwachen Anhaltspunkt rein sprachlicher Art: Frege bewegt sich nicht in der Terminologie des Substanzen-Dualisten, auch dann nicht, wenn dies naheläge. Und zweitens spricht Frege, wenn er auf zweierlei Sinn des Wortes „ich“ hinweist, *nicht* davon, daß es in diesen unterschiedlichen Verwendungsweisen auch unterschiedlichen Bezug hat. Wäre Frege ein Substanzen-Dualist, so hätte er wohl nicht versäumt, darauf hinzuweisen, daß privater und öffentlicher Sinn des Wortes „ich“ substanziell verschiedenen Bezug haben. Natürlich sind auch beide Anhaltspunkte zusammen nicht zwingend, doch ohne jedweden Hinweis auf das Gegenteil scheint es vertretbar zu behaupten, Frege sei kein Substanzen-Dualist.

Zum Abschluß möchte ich meine Sicht von Freges einschlägigen Lehren kurz zusammenfassen und auf eine Schwierigkeit hinweisen, die sich aus ihnen ergibt. Dabei nehme ich mir die Freiheit des wohlmeinenden Interpreten, an ein oder zwei Stellen etwas hinzuzufügen, was bei Frege explizit nicht zu finden ist, aber m.E. trefflich zu allem paßt, was explizit bei ihm zu finden ist.

Das Wort „ich“ bezeichnet diejenige oder denjenigen, die oder der das Wort verwendet. Jedes Wort bezeichnet, was es bezeichnet, dank seinem Sinn. Namen und Funktoren haben kategorial unterschiedlichen Sinn: Der Sinn eines Namens ist vollständig, insofern er ohne alles Weitere eindeutig seinen Bezugsgegenstand festlegt; der Sinn eines Funktors ist unvollständig, insofern er ein Bezugsobjekt nur in Abhängigkeit vom Sinn eines passenden Arguments festlegt. Das Wort „ich“ ist ein Funktor; das Argument dieses Funktors ist der Verwendungskontext. Es gibt nun zwei verschiedene Arten von Verwendungskontexten zu unterscheiden: einerseits solche der öffentlichen oder jedenfalls intersubjektiven Verständigung, andererseits solche des privaten Denkens. Bei der intersubjektiven Verständigung, meint Frege, ist unerlässlich, daß „die miteinander verkehrenden Menschen mit demselben Satze denselben Gedanken verbinden, oder annähernd denselben“.¹³ Das Wort „ich“ könnte in der sprachlichen Verständigung z.B. denselben Sinn ha-

13. Brief an G. Peano vom 29.9.1896 (*WB* 183). – Man wüßte nur zu gerne, wonach sich für Frege bemißt, ob zwei Gedanken annähernd identisch sind.

ben wie der Funktor „der Sprecher des bei der vorliegenden Äußerung gegebenen Kontexts“. Durch die intersubjektive Zugänglichkeit des Äußerungskontexts ist gewährleistet, daß auch der semantische Beitrag solch eines Kontexts intersubjektiv zugänglich ist; mithin wird durch einen Satz mit dem Wort „ich“, in diesem Sinn gebraucht, an jedem derartigen Kontext ein intersubjektiv zugänglicher Gedanke ausgedrückt. Wird das Wort „ich“ hingegen im denkenden Selbstgespräch verwendet, ist der dem Denker gegebene Kontext ein subjektiver; das Wort könnte z.B. denselben Sinn haben wie der Funktor „der Denker des bei dem vorliegenden Akt des Gedankenfassens gegebenen Kontexts“. Akte des Gedankenfassens sind aber, im Gegensatz zu Satzäußerungen, wesentlich subjektive Geschehnisse; der Kontext eines solchen Akts ist der innenweltliche Rahmen, in dem der Denkakt stattfindet. Dieser Rahmen ist nur dem jeweiligen Denker selbst zugänglich. Durch die nur subjektive Zugänglichkeit des Gedankenfassungskontexts wird verhindert, daß der semantische Beitrag des Kontexts intersubjektiv zugänglich ist; mithin ist der Gedanke, der da jeweils gefaßt wird, nur dem betreffenden Denker zugänglich.

Der *Bezug* des Wortes „ich“, in einem gegebenen Kontext, ist immer die Person, die das Wort sprechend oder denkend verwendet.

Das ist der Kern von Freges Lehre. Daß Ich-Sätze und Namenssätze denselben Gedanken ausdrücken können, hätte Frege besser nicht geschrieben. Zwar ist derlei Gedankengleichheit im Rahmen seiner Lehre nicht prinzipiell ausgeschlossen, aber immerhin abwegig genug, um keinerlei Erwähnung zu verdienen. Man bedenke allerdings, Frege hat es nur geschrieben; das Imprimatur haben andere gegeben.

Daß jeder Ich-Satz sinngleich mit einem ewigen Satz sei, ist keine These Freges. Erst recht läßt sich ihm nicht die Behauptung zuschreiben, der Sinn des Wortes „ich“ müsse sich auch mit einer nicht-indexikalischen Kennzeichnung wiedergeben lassen.

So weit, so gut. Frege hat nicht viel über das Wort „ich“, seinen Sinn und seinen Bezug gesagt. Frege bevorzugt dezidiert die Kleinschreibung, aber er ist in seinen philosophischen Argumentationen keineswegs ich-scheu. Ganz im Gegenteil: Wir haben gesehen, daß er bei seinem Versuch, eine idealistische Extremposition sozusagen von innen zu widerlegen, wesentlich ich-bezogen argumentiert.

Insgesamt ist das sei's auch Wenige, das Frege zu bieten hat, immerhin kohärent und theoretisch präsentabel.

Ein Unbehagen allerdings bleibt. Es hat mit der semantischen Zweiteilung des Wortes „ich“ zu tun. Hier liegt keine gewöhnliche Mehrdeutigkeit vor, denn das Wort *bezeichnet* ja in beiderlei Sinn dasselbe. Solch eine subtile Unterscheidung hat immer das Mißliche an sich, den Wunsch nach einer Erklärung über das Verhältnis des Unterschiedenen zueinander zu erwecken.¹⁴ Diesen Wunsch kann Frege, soweit ich sehe, nicht befriedigen. Und schon seine Idee, der Sprecher sei, wenn er das Wort „ich“ zum Zwecke der Verständigung verwendet, sich selbst genau so gegeben, wie er seinem Adressaten gegeben ist – nämlich als der Sprecher – schon diese Idee ist prekär.

14. Man sollte sich vor Augen führen, daß die Ambiguität im Falle des Wortes „ich“ besonders subtil sein müßte. Natürlich gibt es sinnverschiedene Namen mit demselben Bezug: z.B. „Altafini“ (der italienische Mittelstürmer bei der Fußballweltmeisterschaft 1962) und „Mazzola“ (der brasilianische Mittelstürmer bei der Fußballweltmeisterschaft 1958). Aber das sind immerhin *verschiedene Wörter*. Und es gibt natürlich auch den Fall, daß ein und dasselbe Wort für verschiedene Menschen denselben Bezug, wiewohl unterschiedlichen Sinn hat; der eine mag mit „Platon“ den Sinn verbinden, der von „der wichtigste Lehrer des Aristoteles“ ausgedrückt wird, ein anderer den ganz andern Sinn, der von „der wichtigste Schüler des Sokrates“ wird. In solch einem Fall ist das Wort („Platon“) zwar dasselbe, aber immerhin sind dabei *verschiedene Sprecher* im Spiel.

Das Wort „ich“ hätte das ganz Besondere, daß *ein und dasselbe Wort* für *jeden Sprecher* zwar *zweierlei Sinn* aber dennoch unausweichlich *denselben Bezug* hat. Und auf irgendeine Weise müßten die beiden Sinne von „ich“ als etwas Einheitliches, jedenfalls Zusammengehöriges anerkannt werden. Denn wer nicht mit beiden Sinnen des Wortes „ich“ vertraut ist, der beherrscht das Wort auch in dem ihm verbleibenden Sinn nicht völlig. Der Sprecher-Sinn und der Denker-Sinn von „ich“ sind nicht auf die Weise zufällig durch Sprache verbunden wie der Kreditinstitut-Sinn und der Sitzgelegenheit-Sinn von „Bank“.

Frege sagt nichts zu alledem. Sicherlich wird er darüber nachgedacht haben. (Er war nicht der Typ Denker, der seitenlang über eine Frage publizieren kann, ohne zu bemerken, welche weiteren Probleme seine bevorzugte Antwort unmittelbar aufwirft.) Wie erklärt es sich, daß er nichts zu derlei drängenden Fragen sagt? Ich denke, er hatte letztlich kein ernsthaftes, kein tiefes Interesse daran, was für einen Sinn das so besondere Wort „ich“ hat. Vielleicht war dieses Wort für ihn gar nichts weiter als eine von Philosophen überschätzte, lästige Herausforderung an seine semantische Lehre. Die Probleme mit dem Sinn des Wortes „ich“ machen manchen grüblerisch, Frege offenbar nicht.

Wittgenstein mokiert sich darüber, ohne Freges Namen zu nennen, an einigen Stellen seines Spätwerks. Zu alledem wäre noch viel zu sagen. Doch nicht von mir in dieser kleinen Arbeit.

Mir ging es hier darum, Freges sparsame Bemerkungen zum Sinn des Wortes „ich“ im Rahmen seiner Philosophie verständlich zu machen, gegen ein paar voreilige Einwände zu verteidigen und auf eine m.E. echte und tiefgreifende Schwierigkeit seiner Konzeption hinzuweisen. Frege hat gewiß nichts vorgelegt, was man eine philosophische Ich-Theorie würde nennen wollen. Aber er hat, ohne Aufheben davon zu machen, *einen* philosophischen Zugang zur Ich-Problematik eröffnet. Zu einer philosophischen Ich-Theorie gehört, neben vielem andern, auch eine Antwort auf die Frage, wie eine systematische Bedeutungstheorie den Besonderheiten des Wortes „ich“ gerecht werden kann. Der späte Frege war in diesem methodologischen Punkt entschieden moderner und innovativer als der junge Wittgenstein, dem zur selben Zeit – bei der Abfassung des *Tractatus* – solch ein kühler Blick auf die Sache noch fremd war und dem es damals noch philosophisch genug war, sich in tiefsinnigen Metaphern über das Ich zu ergehen.

In der analytischen Philosophie unserer Zeit steht die rege Debatte um die Semantik des Wortes „ich“ wie selbstverständlich mit im Zentrum aller Kontroversen um das Phänomen der Subjektivität. Auch in diesem Punkt ist Frege der Vorläufer und Pate analytischen Philosophierens.